

H. Collignon u. Guller des Aufg.

Sonderabdruck

aus

Heimatstimmen



Ein baltisches Hausbuch

Jahrgang 1910

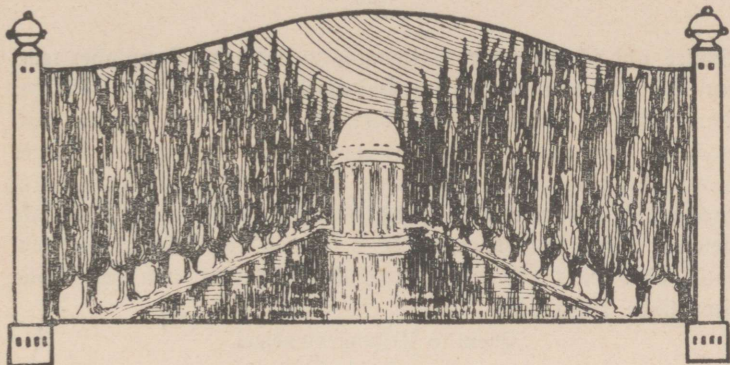
~~52162.~~



Reval

Verlag von Franz Kluge

1910



Karl von Freymann.

Ein Frühvollendeter

von

John Siebert-Dorpat.

„Es hat der Gram sein Alter, wie die Jahre,
Und wer der Zeit voraus eilt
Kommt früh ans Ziel.“

Mit diesen Worten der Grillparzerschen „Medea“ möchte ich meine Abhandlung über unsern frühvollendeten Karl von Freymann beginnen. Sie scheinen mir als Merkwort geeignet, wie kein anderes. Und sie drücken ein Dreifaches aus. Einmal reden sie vom Gram, jener Stimmung des Geistes, die uns nur zu oft mit ihrer dunklen Schwinge berührt, wenn wir an den Gräbern der Vergangenheit stehn, oder wenn wir das Erstrebte mit dem Erreichten, das Zauberreich der Ideale mit dem grauen Alltag vergleichen. Es ist das der Schmerz um das Unzulängliche, das Stückwerk, das Bewußtsein der Endlichkeit, das Gefühl der Trennung und des Scheidens, wo man gern zusammen bleiben würde und sich nicht lossagen wollte von dem, das man liebt. Und dieses Gefühl kleidet man in Worte, ein jeder nach seiner Art, und mir scheint, daß es nichts als Gram gewesen, was Karl v. Freymann veranlaßte seine Zuflucht zu heißender

Est.A

Taru Kikkiku Unkoolik

Satire und schneidendem Sarkasmus zu nehmen. Dann aber redet unser Dichterwort von einem Vorauseilen vor der Zeit. Es hat immer Geister gegeben, die, ob schon in ihrer Zeit lebend, dennoch im Grunde weit voraus gewandert waren, die Bürger kommender Jahrhunderte gewesen sind, und die mit ihren bahnbrechenden Gedanken befruchtend und anregend auf ihr Geschlecht gewirkt. Das sind Genies. K. v. Fr. ist kein Genie gewesen, wohl aber einer aus jener auserwählten Schar, von denen das Horazische Wort gilt:

„Quem te Melpomene semel
nascentem placido lumine
videris

Er ist einer von denen gewesen, denen es vergönnt war das Land der Verheißung von dem Berge der Kunst zu erschauen, aber bevor der heilige Boden betreten werden konnte, abgerufen wurde aus den Reihen der Kämpfenden.

Und das führt uns zum dritten. Auch er ist früh ans Ziel gekommen. Nicht mitten aus der Bahn, sondern aus dem Anfange derselben. Er ist wie ein Baumeister gewesen, der zum Werke seines Lebens keinen vollendeten Plan, sondern nur eine flüchtige Skizze hat liefern dürfen, eine Skizze, an der man jedoch den großen Stift nicht verkennet und die Hand des werdenden Meisters. Ja, früh ans Ziel!

Es ist mir von jeher eine der liebsten Aufgaben gewesen, im Geiste an den Gräbern jener Dichter zu stehn, die, bevor sie ihre Höhe erreichten, Feierabend machen mußten. Das Kombinieren ist immer interessanter als das Referieren. Vom religiösen Standpunkte aus betrachtet, ist es ja vielleicht richtig zu betonen, daß niemand zu früh oder zu spät stirbt, und daß alles „Kommen und Gehen“ von einem Höheren geregelt wird, inbezug auf die Kunst stimmt das nicht. K. v. Fr. hätte noch viel zu sagen gehabt. Wenn man sein Leben in das Bild einer Ellipse stellen könnte, so müßte man sagen: Der zweite Brennpunkt ist noch nicht in die Erscheinung getreten, und es ist höchst wahrscheinlich, daß das Wesen dieses ein ganz anderes, ja ein diametral entgegengesetztes geworden wäre, denn es heißt: „Wer



Karl von Freymann.

siebente Klasse des Narvaschen Gymnasiums, bleibt aber dort wegen der unmöglichen Verhältnisse daselbst nur bis zum November 1897, und geht ins Bernausche Gymnasium, wo er im Mai 1898 das Abiturium ablegt. Im zweiten Semester 1898 wird er auf unsrer Landesuniversität Student der Geschichte und beendet sein Studium im Jahre 1903 mit dem Kandidaten-Grade. Das Farbenband der „Livonia“ hat seine Brust geschmückt. Daseinsfreude und Lebenslust erfüllten sein Herz, wenn auch nur für wenige Jahre lustigen Burschentums. Spärlich, sehr spärlich fließt der Strom seiner Lyrik. Aus dem 1901 verfaßten „Trinkliede“ zitiere ich den Anfang, der unsres Dichters Lebensauffassung charakterisiert:

„In dem großen Mummenschanze, Brüder, den man Leben nennt,
Eh' zwei Menschen sich verstehen, hat das Leben sie getrennt.
Wie zwei Masken, die im Ballsaal plaudernd beieinander stehn,
Lächelnd ein paar Worte wechseln, lächelnd auseinander gehn . . .“

Im Jahre 1902 schreibt er ein von dem Preisrichteramt der „Livonia“ mit dem ersten Preise gekröntes Gedicht, betitelt: „An die Livonia“

Noch sind wir jung, es flammt in unsern Hirnen
Die Lust am Denken und die Lust am Leben,
Noch können wir vom Alltag uns erheben
Beim Becherklang und mit umkränzten Stirnen.

Einst wird der Wille matt und schlaff das Streben,
Wir blicken müde auf zu den Gestirnen,
Und neidlos sehn wir von des Alters Firnen
Hinab auf unser starkes Jugendleben.

Und heute, eh' die schöne Zeit enteilet,
Die ihr mit mir der Jugend Lust geteilet,
Die ihr ein Teil der schönsten Lebensstunde,

Wo ich ein Leben kannte ohne Schwanken —
Aus vollem Herzen will ich heut auch danken,
Euch und dem freiheitschönen Jugendbunde.

Das mit dem zweiten Preise ausgezeichnete, gleichfalls aus dieser Zeit stammende Gedicht, spricht vom Verhältnis des Dichters zur Kunst, und enthüllt die reine Demut seiner Dichterseele. Es heißt: „Der Anblick der Schönheit“ und lautet:

Inmitten ernsthaft schweigender Cypressen
Sah ich der Schönheit Wundertempel ragen,
Und halb in Freude, halb in bangem Zagen,
Hab ich gesenkten Haupt's den Weg durchmessen.

Ach, nimmermehr werd' ich den Schmerz vergessen,
Da ich zu ihr die Augen aufgeschlagen:
Wie Frühlingsstürmen und wie Liebesflagen
So war der Göttin Hoheit unermessen.

Ha, nur wer stark sich hebt zu reinen Höhen,
Der darf der Schönheit frei ins Auge sehen —
Doch ich, da ich am Ziel zu stehen meinte,

Da fühlt ich nur ein schwächlich qualvoll Sehnen,
Es quoll aus meiner Brust ein müdes Stöhnen,
Und ich verhüllte still mein Haupt und weinte.

Im Piersonschen Verlage in Dresden erschien im Jahre 1904 ein Novellenband: „Pupa und Anderes“. Über die Geschichte „Pupa“ ist nicht viel zu sagen. Sie schildert uns einen Studentenuß in satirisch-parodistischer Färbung. Ganz andere Töne schlägt das folgende Zwiegespräch „Im Dunkel“ an. Zwiegespräch? Ach nein, im Grunde ist es nur der Dichter selbst, der uns hier einen tiefen Blick in sein Herz tun läßt. Es ist hier das aus dem toten, furchtbaren Dunkel sich zu Licht und Sonne sehrende Verlangen der Dichterseele, jener Seele, die zu meist unverstanden sich durch das Labyrinth der Qualen windet, ohne zum Ziele zu gelangen. Es ist ein Selbstbekenntnis, erschütternd und überzeugend zugleich. Eine Tassonatur, einer aus der Reihe jener Dichtergeister, die im Elend starben, behaftet mit den Zügen und Zeichen einer unglückseligen, hoffnungslosen Leidenschaft, nicht pathologisch genug, um die Krankheit erkennen zu lassen, aber dennoch todgeweiht. Einer von denen, die sich nicht einschachteln und einpackeln lassen wollen in die gebräuchlichen Kategorien dieses Lebens, jene Landstreicher des Geistes, Wanderer im Tale, Sonnensehnsucht im Herzen — aber dennoch hoffnungslos. Dieser Pessimismus im Charakter Freymanns, der glücklicherweise nur äußerst selten zum Durchbruch kommt, braucht nicht durchaus auf den Einfluß Niezsches zurückgeführt

zu werden, der bei der Umwertung aller Werte schließlich einen jeden Maßstab verlor — es ist vielmehr jener dunklen Stunden eine, wie sie schließlich alle, die nicht ganz gedankenlos durchs Leben pilgern, durchmachen müssen, und nur so versteht man den bitteren Schluß seines Monologes: „O, Königin, das Leben ist nicht schön!“

Herta, die Dame seines Herzens, die im Dämmerlicht des sinkenden Tages ihm gegenüber sitzt, bemerkt tröstend, daß es dennoch vorgekommen sei, daß Königstöchter solcher Unglücklichen sich erbarmt aus lauter Liebe, und sie erinnert ihn an das Märchen von der schönen Königstochter, und fragt ihn, ob er daran glaube.

„Ja, ja, Fräulein, ich glaube daran. Aber das waren Wunder!“

„Wunder?“

Wir hörten Schritte, es war die Magd, die Licht brachte. Ich küßte Fräulein Herta die Hand und ging!“ . . .

So schließt diese wunderbare und feine Stimmungsskizze. „Dr. Müllers Einsargung“ und „Ein gut gekleideter Herr“ dagegen sind Entgleisungen. „Der Lohn“ hinwiederum ist eine prachtvolle Leistung, meiner Ansicht nach die beste erzählende Arbeit unsres Dichters. Wie prächtig sind hier Sara und Isak Rosenstern geschildert, wie ergreifend ihr Kampf um die ewige Seligkeit, die Tiefe und Reinheit ihrer irdischen Liebe: Und dann der wunderbare Schluß: „Als sie aufblickte, sah sie um seinen Mund das Lächeln, das sie liebte“.

Wahrlich, hier hat Freymann gezeigt, daß er auf dem Gebiete der Ethik auch sein Wörtchen mitzusprechen hat, und daß es für ihn etwas Erstrebenswertes auch nach dem Tode gibt. „Mein Onkel Adolar“ endlich ist eine recht krasse Satire auf des Prophetentum der Heilsarmee und ihre Vertreter. Der Humor, auch der übertreibende, zwingt — und das ist ja grade die Kunst — zum Lachen.

Einseitig ist Karl von Freymann nicht, wie wir gesehen haben. Um seine erzählende Dichtung abzuschließen, wende ich mich hier gleich dem andern Büchlein zu, das ein Jahr darauf

im selben Verlage erschien und die Überschrift „Aus verlornem Winkel“ trägt. Freymann ist ein vorzüglicher Schilderer der Natur. Aber er führt seine Bilder nicht aus. Er deutet nur an. Er liebt das Halbdunkle, das rätselhafte Schweigen. Meisterhaft gelingen ihm Nebel und Regen, schimmernde Ellern und Birkenstämme, Waldseen vom matten Lichte des Mondes bestrahlt, ernste Kiefern, moosbedeckt, über denen es erschallt wie der rauschende Flügelschlag eines gewaltigen Riesenvogels, der die Seele des Dichters umklammert mit seinen starken Fängen. Und in diese Natur hinein setzt er seine Menschen, die zu ihr passen, wie die Kinder zur Mutter, wie die Teile zum Ganzen, wie die Abendwolken zur untergehenden Sonne. Ebenso schemenhaft, so unbestimmt, so dunkel in ihren Trieben, so rätselhaft in ihrem Sehnen. Naht man sich ihnen mit kühl abwägendem Verstande, so zerfließen sie wie der Nebel, der über den Schluchten seiner Landschaft lagert, aber Stimmung ist über sie ausgegossen, erschütternde Stimmung.

Ein Kampf auf Leben und Tod zwischen zwei einstigen Freunden im Ellerngehölz des Schloßparkes, dessen Blätter und Zweige in den feinen, weißen Streifen des Regens wie Milch durch die Dämmerung schimmern; ein junges Paar, für einander bestimmt, und dennoch für ewig getrennt, berufen zum Meiden und Scheiden, wandernd durch das Strauchland der Heimat, über welches der Regen, der alles verwischende rauscht. Und dann wieder: ein Licht, rot leuchtend durch den Regen, am offenen Fenster der Schatten eines Kopfes, sich matt gegen das weiße Fensterbrett abzeichnend — das Opfer, und vor ihm im fallenden Regen, im fließenden Wasser, mit schußbereitem Gewehr, im Gebüsch versteckt — der Mörder, der nicht eher ruht, bis er sein Werk getan, der Hand des Todes gleich, die unerkennbar, geisterhaft aus dem Dunkel ins Leben greift.

Trohzige, herrische Gestalten, schwerflüssiges Westfalenblut, nicht so verworfen, wie halsstarrig, energisch und willensstark, auch wo es gilt ein Verbrechen zu begehen; Naturen, die nicht müde sind, und die, wenn sie das Leben nicht zwingen können nur einen Schlaf des Vergessens kennen — den Tod.

Wahrlich, dunkle Bilder, Nachtbilder, sternenlos, aber dennoch geschöpft aus der Seele des Menschen, in deren Tiefen, seit Raim, das Licht mit der Finsternis ringt.

In der eben geschilderten Skizze „Regen“ zeigt uns der Dichter die Gottfernen, in der folgenden, „Unter Heiligen“ genannt, will er uns bekannt machen mit den Gottnahen. Es ist jener Menschenschlag, der sich durchgerungen zu haben wähnt auf die unangreifbare Höhe der wahren Kinder Gottes, und der nun, mit der Herzarbeit fertig, sich am Lippenwerk genügen läßt. Wie erbarmungslos schwingt hier der Dichter die Geißel des Hohnes!

Es ist das eine nicht so unwahrscheinliche Gesellschaft dieser Onkel Gustav, diese Base Mirjam, und die beiden Herren Baumgart und Sakkala, mit denen der Nefte des erwähnten Onkels ein Zusammenleben führen muß. Tischgebete, Tischgespräche über das jüngste Gericht und das Weltende, Abhandlungen über die Offenbarung Johannis und den Beginn des tausendjährigen Reiches mit einer Sicherheit und Ruhe geführt, als ob es sich um das Alltäglichsste handelte.

Und dann: Aus der Küche und den Leutezimmern fromme Gesänge, und, wenn die Gesänge verstummt sind, Schande und Laster, ungestraft und unverfolgt, da man sich mit dem Worte tröstet: „Lieber beten und sündigen, als nur sündigen.“

Freymann ist gewiß ein gestaltender Künstler, aber eine reine künstlerische Befriedigung gewährt diese Skizze nicht. Sie ist zu tendenziös gehalten und es gehört sich immerhin ein gutes Stück Freigeist dazu, wenn die ganze, lange Reihe der Gläubigen, in ihren mannigfachen Schattierungen, gleichsam eindrucklos an einem vorüberzieht, und man sich gedrungen fühlt das aller Abnormste zu schildern. Wenn wir nun ein abschließendes Urtheil über die Prosaarbeiten Karl von Freymanns fällen wollten, so müßten wir sagen: ernst genommen hat er es mit dem Leben, und den Problemen, die die Zeit erfüllen, aber er hat zu viel Schatten gesehen. Die Harfe seiner Seele ist schon früh zersprungen, und objektiv ist er nicht. Aber wer wollte leugnen, daß er dennoch — bei der unendlichen Mannigfaltigkeit der

Charaktere und Weltanschauungen — hier und da wie ein Prediger wirken wird, der die Gedankenlosen aufzurütteln imstande ist.

Es ist vielleicht nicht so sehr der Pessimismus, als vielmehr eine tiefe Resignation, die den Dichter beherrscht, der den Todeskeim bewußt in sich trug — eine Resignation, die sich am besten in seinem „Grabliede“ ausdrückt:

Laß sein des Lebens Habe,
Nun sind wir an dem Grabe.
Am Hügel sollen lehnen
Blumen voll Liebestränen.
Als sie mir waren zugebracht,
Stand ich in heißer Lebenschlacht.
Die Blüten ließ ich stehen,
Die Liebe hab ich nicht gesehn,
Nun wollen wir zum Grabe gehn.
Laß sein des Lebens Habe,
Gottlob! — wir sind am Grabe!

*

*

*

Wenden wir uns nun, nachdem wir die erzählenden Dichtungen Freymanns besprochen haben, abschließend seiner Biographie zu, um dann zum besten, was er uns geschenkt hat, zu seinen dramatischen Schöpfungen überzugehn.

Im April des Jahres 1904 ging der junge Kandidat der Geschichte mit einem Ritterschaftlichen Stipendium versehen nach Berlin, um seine Studien fortzusetzen. Hier hat er u. a. auch unsern Landsmann Prof. Theodor Schiemann gehört. In die Heimat zurückgekehrt, ließ er sich in Riga nieder, wo er Mitarbeiter an der „Baltischen Monatschrift“ wurde und sich auch in der Ritterschaftskanzlei betätigte. Im Jahre 1905/06 war er Sekretär der Schulkommission, welche das Statut und den Lehrplan des Livländischen Landesgymnasiums auszuarbeiten hatte. Jetzt veröffentlichte er in der Baltischen Monatschrift seinen sehr beachteten Aufsatz: „Die Livländische Volksschule“. Die Redaktion der „Rigaschen Rundschau“ und auch die der „Rigaschen Zeitung“ haben ihn zu ihren Mitarbeitern gezählt. Ich

entnehme einem Nachruf der „Rigaschen Zeitung“ folgendes „Eine jener glücklichen Naturen, die, obgleich äußerlich unscheinbar, doch nicht in scharfem Kampfe sich durchzusetzen brauchen, weil ihr innerer Wert und ihre Reinheit gewinnt und gefangen nimmt“.

So war der junge Schriftsteller beschaffen, der nun die letzte Feile an seinen „Tag des Volkes“ legte, und der drei kleine Einakter, unter dem Titel „Masken“ zum Druck vorbereitete, gleichzeitig an einem großangelegten Baltischen Zeitromane „Aus Peter Anorrs Liebesleben“ arbeitend, der indes nicht über einige Kapitel hinauskommen sollte.

Der Rastlose war zur Rast bestimmt.

Im März des Jahres 1907 fuhr er todkrank nach Meran, und schon am 27. April nahm ihn der Tod hinweg.

Die Schwindsucht hatte ihn gefällt, und nun ruht er fern der Heimat, in fremder Erde.

In seinen Werken aber lebt er fort

Als die Wogen der Revolution hochgingen, und das betörte Landvolk daran war, das blühende Land in eine Einöde zu verwandeln, schrieb unser Dichter das größte Werk seines Lebens, den schon erwähnten, aus vier Akten bestehenden „Tag des Volkes“. Dieses Werk ist nun ganz verschieden beurteilt worden. Die einen nennen es ein Baltisches Drama, ja das Baltische Drama, während die andern nicht viel gutes gefunden haben und der Ansicht sind, daß von einer Individualisierung der einzelnen Personen und einer psychologischen Vertiefung wohl kaum geredet werden könne, und daß sie alle — hoch und niedrig, alt und jung — doch schließlich nur die geistreiche Sprache Karl von Freymanns sprechen.

Ich möchte von vorn herein bemerken, daß ein historisches Drama, und ein solches ist ja der „Tag des Volkes“, von einem ganz besonderen Standpunkte aus betrachtet werden muß. Der Stoff ist gegeben, es handelt sich „nur“ darum, die Materie mit dem Geiste des Dichters zu durchleuchten, mit dem Auge des Künstlers zu sehen. Und auch das ist nicht jedermanns Sache.

Das „Erfassen im Geiste“ ist aber nicht nur eine Gabe des Dichters, auch der Leser muß diese Fähigkeit haben, sonst könnte er etwa nur sagen: „Die Revolution ist sehr naturgetreu wiedergegeben.“ Solche Kritiker hat es gegeben. Das sind aber noch nicht die Schlimmsten. Man hat noch eine andere Kategorie. Das sind diejenigen, die von einem werdenden Meister vollendete Charaktertypen erwarten, wobei sie es gänzlich vergessen, daß auch das größte Talent — man denke an Schillers Jugenddramen — von vorne herein eins nicht besaß: Menschenkenntnis. Man hat eben Gaben, und man hat Erfahrungen. Die Gaben werden dem Dichter vom freundlichen Geschick in die Wiege gelegt und sie heißen: Phantasie, Gefühl, Formenschönheit, Formensinn, Beherrschung der Sprache, Stimmungszauber — mit einem Worte das, was man die Seele des Künstlers nennt. Und das ist freilich unendlich viel, und glücklich der Mensch, der diese Gaben sein eigen nennt, aber man hat auch Erfahrungen, die einem nicht so angeflogen kommen, und die man sammeln muß im Kampfe des Lebens in eifriger Arbeit von Tag zu Tag, von Jahr zu Jahr. Hierher gehört auch die Menschenkenntnis. „Es bildet ein Charakter sich im Strom der Welt“, darauf kommt es an.

Und da muß man denn freilich — das Talent Freymanns rückhaltslos anerkennend — zugeben, daß im „Tag des Volkes“ nicht alles gelungen ist. Dieser Pastor Konrad Dörmann ist im Grunde garnicht ein Held, wenigstens kein dramatischer Held. Er handelt ja eigentlich garnicht, er leidet nur. Vom ethischen Standpunkte aus mag er tausendmal ein Held sein, wie wir ja auch in den roten livländischen Tagen mehr als einen solchen Märtyrer erlebt haben, die auf ihrem Posten bis zum Tode aushielten. Die dramatische Kunst aber verlangt andere Typen. Da macht es der passive Widerstand nicht allein. Auch nicht Worte allein. Sie mögen noch so treffend gewählt sein und die Seelen verwunden wie ein zweischneidiges Schwert. Hier muß der Held handeln.

Wenn der Pächter des Pastoratslandes Behrsing, den Pastor Dörmann an der Brust fassend, schüttelt, schlägt und gegen die

Wand stößt, und der Pastor keinen Finger zu seiner Verteidigung erhebt, dann muß man sich doch wohl fragen: „Ist das noch ein Held?“ Können wir wirklich die felsenfeste Überzeugung haben, daß der Pastor nicht anders reagieren kann, weil er in diesem furchtbaren Moment für seine Peiniger betet? Ist es am Ende Angst? Hoffst der Unglückliche vielleicht doch noch durch seine offenbare Sanftmut sein Leben retten zu können? So daß es am Ende nur Berechnung wäre?

Übersteigt diese Milde nicht das Menschenmaß? Reicht das nicht ins Gebiet des Übermenschlichen, Heiligen? Aber das Heilige darf niemals Vorwurf einer dramatischen Handlung sein. Sonst hätten die modernen Dichter, die sich ja lächelnd über alles hinwegsetzen, was dem Glauben heilig ist, nicht ruhig zugehört, daß die Leidensgeschichte des Heilands nur in den Passionsspielen allein dargestellt wird. Nicht religiöse, sondern künstlerische Bedenken haben sie davon abgehalten — das Heiligste auf die Bühne zu bringen.

Ich wenigstens habe bei der Lektüre dieser Szene aus dem „Tag des Volkes“ so etwas wie einen physischen Schmerz empfunden, und ich glaube, daß es hier nur eine befriedigende Lösung gibt: „Wirf dich dem Feinde entgegen! Suche kämpfend den Untergang!“ So stirbt der Pastor schuldlos als ein Opferlamm. Aber daß ich mich verteidige, das ist mein Recht. Und selbst, wenn das sich zur Wehrsetzen von den Rigorosen — man denke: ein Pastor fallend mit bewaffneter Hand, vielleicht sogar den einen oder andern seiner Angreifer vorher tödend — verurteilt werden sollte, vom dramatischen Standpunkte aus kann nichts dagegen gesagt werden.

Wie ganz anders hätte sich ein aussichtsloser Heldenkampf, ein tapferes Sterben auf verlorenem Posten ausgemacht! Diese Ausstellungen bleiben bestehen, auch wenn das Volk als solches und nicht der Pastor Dörmann der Held des Stückes ist. Es ließe sich noch so manches hier aussetzen, aber ich eile zu den Schönheiten des Dramas.

Ja, man liest es mit atemloser Spannung, und ich glaube nicht, daß es Leser geben kann, die heute die eine Hälfte, und

morgen, oder vielleicht auch übermorgen die andere lesen werden. Dieses Buch schließt man erst mit der letzten Seite.

Schon in der ersten Szene nähert es sich uns, das furchtbare Gespenst der Revolution. Wir können uns, gleich Agnes und Proch, nicht so recht freuen über die sauber gefegte und hochzeitlich geschmückte Scheuer, und diese Stimmung verläßt uns nicht, trotz Tanz, Musik und Lebensfreude. Der zweite Akt, die Szene vor der Kirche, steigert die Spannung um ein wesentliches, und wir verstehen den Pastor wohl, wenn er nach all' dem Erlebten, in die Worte des Lutherliedes ausbricht: „Und wenn die Welt voll Teufel wär!“ Im dritten Akt reisen Frau und Tochter des Pastors zur Stadt. Die Zustände sind haltlose geworden. Der junge Baron Proch ist den Damen bei der Abfahrt behilflich, und als der Pastor, der seine Familie bis über die Tür hinaus begleitet hat, ins Zimmer tritt, steht Behrsing, der Pächter des Pastoratslandes vor ihm — der Vorreiter des vor der Tür harrenden Totenzuges. Eine meisterhaft geschilderte Persönlichkeit, er und das Küsterehepaar Kalning. Der vierte Akt bringt die Katastrophe, das Stürmen des Pastorats, die lügnerischen Beschuldigungen der entmenschten Rote, und das düstre Ende. Es liegt eine Gewitterschwüle über dem ganzen Werk, ein verhaltener Haß, ein blindwütender Groll, und doch ist es Freymann, dem Meister der Situationsmalerei, vortrefflich gelungen, all' die verführten Verführer, die unglücklichen Betörten so zu schildern, daß sie wirklich nicht nur Furcht, sondern auch Mitleid zu erwecken imstande sind.

Dieses Wort sagt, wenn es aufrecht erhalten werden kann, und es kann aufrecht erhalten werden, allerdings viel. Es bedeutet nichts weniger, als daß es Freymann gelungen ist, sein Werk, das zur Zeit der Revolution entstanden ist, hoch über ein tendenziöses Machwerk zu erheben, unberührt von den wilden Stürmen des Tages und den Wogen der Zeit. Sein Dichtergeist sah hoch über Kampf und Mord in sonniger Klarheit den schönen Morgenstern des Friedens schimmern über den blutigen Gefilden der Heimat. Ihm ist es ein Dogma, daß alle Heimatbewohner auch Heimatgenossen und Brüder sein sollen, und daß nach Sturm

und Schlachtgeschrei ein stilles, sanftes Sausen folgen muß. Darum neigt er sich wie ein Vater zu den armen betörten Landleuten, und auch die Worte der alten Weisheit, die sie dem Behring zuruft: „Daß meine Nägel in dein Fleisch kommen!“, haben einen prophetischen Klang. Und eines ist klar: Wenn die wilden Jahre der Revolution der Geschichte angehören werden, und eine andere Generation den Boden unserer Heimat bewohnen wird, dann wird sie zu Freymanns „Tag des Volkes“ zurückgreifen, als dem einzigen und einzigartigen Dokumente aus einer wildbewegten Zeit, und dann wird sie mit Stolz auf ihren Dichter blicken, der es so glänzend verstanden hat, das in Worte zu kleiden, was unser aller Herz erfüllt: daß wir treu auszuhalten gewagt, hoch über der Parteien Haß und Gunst stehend, und daß es unter uns deutschen Balten keinen Verräter gegeben hat. Treu bis in den Tod! Ein stolzes Bewußtsein seines Wertes und seiner Pflicht! Ein Hagengruß von der Königswacht!

*

*

*

Unter dem Gesamttitel „Masken“, folgen nun drei kleine Einakter. Die beiden ersten möchte ich hier übergehen. Sie hätten auch nicht gedruckt zu werden brauchen. Etwas Vollendetes aber bietet uns der Dichter in seinem „Nach dem neunten Thermidor“. Man hat den Einakter ein Vorspiel zu einem nicht geschriebenen Schauspiel genannt. Aber diese Behauptung läßt sich nicht aufrecht erhalten. Wir haben es hier mit einem abgeschlossenen Ganzen zu tun. In die Zeit der französischen Revolution führt uns der Dichter. Die Partei der Gemäßigten hat gesiegt, Robespierre sein schuldbeladenes Leben unter der Guillotine verblutet, die überfüllten Gefängnisse öffnen sich, und alle, die noch stündlich den Tod erwarten konnten, sind frei. Die Szene versetzt uns in ein Gefängnis. Noch ist der Ruf zur Freiheit nicht durch die Mauern der Verließe gedrungen. Noch ahnen die armen Internierten nichts von der nahen Erlösung. Der Marquis de Saint-Marsan, ein alter Royalist, die Gräfin Germaine Malvoisin und der Chevalier de Bergennes sind im engen Gefängnis beisammen und vertreiben sich die Langeweile mit Spiel und Gesang.

„Unfres Herzens Geigenspiel
Streichet der Gott der Liebe.“

So tönt es uns entgegen. Scherzend, in stoischer Ruhe erwarten sie das Ende. Der Tod hat scheinbar seine Schrecken für sie verloren. Da treten der Gefängnißschließer und der Gerichtsdienner in ihre Zelle. Sie suchen einen Bürger Moulin, und da sie sich offenbar in der Zellennummer geirrt haben, beschließen sie, statt seiner, den Bürger Marsan „60 Jahre — Royalist, von Charakter sanft, sehr sanft sogar“ aufs Schafott zu bringen. Stolz, als ginge es zu einem Königsballe, folg ihnen der Marquis.

„Leben Sie wohl mein Herr!“, sind die letzten Worte des Chevaliers.

Der junge Chevalier und die junge Gräfin sind allein. Die Welt existiert für sie nicht mehr. So wie der Marquis heute, so würden sie morgen zum Schafott geführt werden. Die irdischen Geseze sind für sie ebensowenig vorhanden, wie die Welt, die sonnige, lachende Welt, die sie nur noch auf dem Wege zum Tode sehen werden. Was kostete es hier großer Überwindung, im seligen Liebesrausche sich die letzten Stunden zu verschönen! Freilich: der Gemahl der Gräfin ist vermutlich noch am Leben, aber sie beide sind todgeweiht. „Wir sind zu Zweien, Gräfin! Und dann werden wir zusammen durch die Straßen fahren und Abschied nehmen; der Abschied wird kurz sein . . . unsere Köpfe werden in einem Sacke liegen und nichts dabei empfinden . . . Ihr weißer Leib, Gräfin, wird langsam die Seine hinabtreiben . . . Ich liebe Sie, Germaine, ich liebe Sie!“ . . .

Das helle Leben pocht noch einmal an die dunkle Todestür.
Rosen am Grabe! Glück vor der Gruft!

Aber wie fein, wie edel ist dieser Frauencharakter gezeichnet!

„Kommen Sie, Chevalier, wir wollen vernünftig sein. Sie sollen sich zu mir setzen und sollen mir etwas erzählen. Erzählen Sie von ihrer Kindheit!“

Und er erzählte von seiner Kindheit, von dem Schloßpark,

und dem Wunder des Parkes, dem See. Wie er einst gefahren auf den Fluten des Sees, inmitten eines mittäglichen Schweigens . . . mit einem jungen Mädchen, und wie er ihr die selbstgedichteten Verse vorgesagt:

„Es schläft der See in hellen Mittagsgluten
Es spiegelt schwarz der Wald sich in den Fluten.
Doch durch des Sommertages reife Segenschwere
Spür' ich die Leere!

Um deine Lippen ein verhaltne Lachen,
In deinem Blick ein träumendes Erwachen!
Nach deiner Seele Zauberreich, dem ewig schönen —
Quält sich mein Sehnen!“

„Das sagten Sie . . . ihr?“, so fragt die Gräfin.

„Ja, aber geküßt habe ich sie nicht, aber Ihre Seele, Germaine, lacht und grollt wie der See! Die Wolken ziehen darüber hin und der Himmel wölbt sich darüber und die Wälder rauschen und die Sterne spiegeln sich, und graue Nebel bedecken ihre Tiefen und die Sonne flammt in ihr. Germaine ich liebe Sie.“

Und da antwortet sie ihm:

„Mir träumt, Sie liegen mir zu Füßen, und ich gehe vorüber, und der Saum meines Kleides streift Sie — oder mir träumt, ich wäre das junge Mädchen und Sie küßten mich, trunken von der Macht meiner Augen.“

„Sie lieben mich Germaine?“

„Ja ja — mein Herr — aber das hilft uns nichts . . .“

„Wir sind nicht fertig Germaine?“

„Doch, mein Herr, wir sind fertig; es gibt nichts Abgeschmackteres als eine Frau, die nicht tugendhaft ist.“ Und sie reicht ihm die Hand zum Kusse . . .

Da tritt der todgeglaubte Marquis ins Zimmer und der Schließer öffnet die Tore des Gefängnisses mit den Worten:

„Es wird nicht mehr geköpft!“

Nun sind dem Chevalier Tod und Glück dahin . . .

Wir können uns kurz fassen: „Nach dem neunten Thermi-

dor“ ist ein Meisterwerk. Hier hat Freymann Vollendetes geschaffen.

* * *

Vor mir liegen noch einige zwanzig Gedichte, teils im Manuskript. Mehrere von ihnen habe ich bereits angeführt. Ich verweise auf das kleine Büchlein „Gedichte“, das 1909 im Pierjonschen Verlage in Dresden erschienen ist und nenne hier folgende Gedichte: „Schlag aus, mein Roß“, „Am Ufer des Lebens“, „Ruhende Zeiten“, „Der Abend“, „Prinz Karneval“, und kann es mir nicht versagen, wenigstens zwei seiner Lieder hier anzuführen. Das erste heißt: „Nun geben wir uns alle“ und lautet:

Nun geben wir uns alle
Hin in des Schlafes Macht,
Wer trotzig war bei Tage,
Wird stiller doch zur Nacht.

Es sinkt von unsern Schultern
Das schwere Staatsgewand
Der Pflichten und der Wünsche
Hin in des Schlafes Hand.

Von unsrer müden Stirne
Das heiße Perlenband
Der eifersücht'gen Würde
Löst er mit sachter Hand,

Des Trachtens und der Pläne
Ist unsre Seele müd,
Und lauscht in aller Demut
Nur auf des Schlafes Lied.

Von einer tiefen Resignation ist auch das andere „Weihnacht“ betitelt, erfüllt:

Wenn die Lichter am Baum verglimmen,
Tiefer die Schatten ins Zimmer fallen,
Dann verstummen die plaudernden Stimmen,
Und die Töne der Freude verhallen.

Aus dem Reiche der Schatten kehren
Wieder zu uns die entschwundenen Toten.
Wenn sich die Lichter am Baume verzehren,
Feiern wir schweigend die Weihnacht der Toten.

* * *

Ich bin am Ende und stelle die Frage: Was hat uns Karl von Freymann zu sagen gehabt? Und da ist es mir, als ob ich seine Stimme hörte: „Die Wahrheit habe ich Euch sagen wollen“. Ja, die Wahrheit! Oft mag es dem Dichter bitter schwer geworden sein, uns die Wahrheit zu sagen, aber er hat seine Pflicht tapfer erfüllt . . . Masken! Nicht zufällig begegnen wir diesem Wort sowohl am Anfange seiner kurzen Laufbahn, als auch am Schlusse derselben! „Lebe wohl Leben, ein Todgeweihter grüßet dich!“ Diesen Ruf hat auch er ausgestoßen, denn er ist geschritten ein Gladiator des Geistes über die Bühne dieses kurzen Mummenschanzes, den man Leben nennt, und er hat das Schwert siegreich geführt gegen äußere und innere Feinde.

Lebe wohl, Leben! So hat er wohl nicht nur damals gerufen, als sein poesieerfülltes Schauspiel: „Nach dem neunten Thermidor“ — das einzige Mal zu seinen Lebzeiten — über eine der Bühnen unseres Heimatlandes gegangen; lebe wohl Leben!, so hat er wohl auch gerufen, als er unter den Rosen Merans seine Seele aushauchte!

Ja, „es hat der Gram sein Alter wie die Jahre, und wer der Zeit vorausgeeilt kommt früh ans Ziel“

Oft, nur zu oft, hat er diesen Gram gekleidet in das grelle Gewand einer beißenden Satire und eines höhnnenden Spottes, denn wenn man kämpft, dann fehlt es einem nur zu oft an der abgeklärten Ruhe eines durch keinen Sturm erschütterten Lebens. Aber das ist das Wunderbare der rechten Kunst: sie mag noch so oft abseits führen vom Allerheiligsten — Vorhofsklänge der Ewigkeit tönen einem auch dann noch entgegen. Wenn wir ihn doch nur noch ein Lustrum unter uns gehabt hätten! Die Linie seines Schaffens ist ununterbrochen aufwärts gegangen. Welch' ein Weg von seinen ersten Novellen bis zum

neunten Thermidor! Und wenn das Glück ihm gelächelt hätte! Wenn er in gesunder Kraft und erhebender Anerkennung seine Bahn hätte durchmessen können! Wenn die Liebe sein Herz verklärt hätte, und wenn er getragen worden wäre von der starken Hand der Heimat!

Nun sieht er die Schönheit, der er hier gedient. . . .

Zum Schluß noch ein Bild. Nicht eins von denen, die der Pinsel auf die Leinwand wirft, sondern eins von denen, die wir im Herzen tragen. Freymann hat es uns selbst gezeichnet in einem Gedicht, das er „mein Lied“ betitelt:

Als ich grübelnd meines Weges ging,
stand ein Fenster offen an dem Wege,
hört' ich eine weiche Mädchenstimme,
die mein Lied hinausfang in den Abend.

Leise lauschend stand ich still am Fenster,
war mir doch als wär ich längst gestorben,
und als zöge meines Lebens Seele
mit der Stimme, die mein Lied hinausfang.

Und so ist es auch gekommen. Karl von Freymann lebt nicht mehr, aber in den Herzen seiner Heimatgenossen lebt er fort, und seines „Lebens Seele“ wird noch manchem Wanderer im Tale begegnen — klagend wie Maienwind über einem frühen Grabe.



Est.

A-13 429

23 988

Fürstlich priv. Hofbuchdruckerei (F. Witzlaff)
Rudolstadt